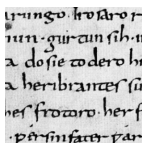


Unverkäufliche Leseprobe



Hans Ulrich Schmid
Die 101 wichtigsten Fragen:
Deutsche Sprache

159 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60759-2



Sprachgeschichte und Sprachwandel

1. Seit wann wird Deutsch gesprochen? Der historische (oder prähistorische) Anfang der deutschen Sprache lässt sich nicht datieren. Die Sprachgeschichte ist ein Kontinuum, in dessen Verlauf der Wortbestand und die grammatischen Strukturen einem permanenten Wandel unterlagen. Je weiter wir das Deutsche zurück in die Vergangenheit verfolgen, desto fremdartiger erscheint uns «unsere» Sprache: Goethe und Schiller (um 1800) lassen sich noch leidlich gut verstehen, Grimms-Hausen (17. Jahrhundert) und Luther (16. Jahrhundert) stellen uns mitunter schon vor beträchtliche Verständnisprobleme. Um zu verstehen, was der Minnesänger Walther von der Vogelweide (um 1200) seinem Publikum vorgetragen hat, braucht man schon eine Spezialgrammatik und ein Wörterbuch des Mittelhochdeutschen. Und wenn der älteste uns mit Namen bekannte deutsche Dichter, Otfrid von Weissenburg, im 9. Jahrhundert nicht ohne Stammesstolz fragte, *wanana sculun Frankon einon thaz biwankon, ni sie in frenkisgon biginnen. sie gotes lob singen?* und damit sinngemäß meinte «warum sollten die Franken als die einzigen es nicht zustande bringen, in ihrer eigenen Sprache Gott Lob zu singen?», dann liest sich das wie eine Fremdsprache, nicht wie Deutsch.

Man kann mit Methoden der sprachhistorischen Rekonstruktion sogar noch viel weiter in die (schriftlose) Vergangenheit zurück gelangen: In den Jahrhunderten um Christi Geburt muss es noch ein relativ einheitliches Germanisch gegeben haben, über dessen Wortschatz und Grammatik man relativ gut Bescheid weiß. Noch zwei oder drei Jahrtausende früher muss es eine Sprache gegeben haben, aus der sich ganz allmählich außer dem Germanischen auch die Vorstufen des Lateinischen und des Griechischen, die späteren keltischen, slawischen und zahlreiche weitere Sprachen entwickelt haben. Diese Grundsprache bezeichnet man als «Indogermanisch» oder «Indo-europäisch». Sogar von der Beschaffenheit dieser prähistorischen Sprachstufe kann sich die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft heute ein relativ genaues Bild machen. Darüber, was davor lag, kann – trotz gelegentlich gegenteiliger Behauptungen – nur unwissenschaftlich spekuliert werden.

Nun kann man das Germanische und erst recht das Indogermanische nicht mehr als «Deutsch» in Anspruch nehmen. Wo also liegt

in diesem Jahrtausende umfassenden Entwicklungskontinuum der Anfang des Deutschen? Am sinnvollsten ist es, den Anfang der deutschen Sprachgeschichte in einem eigentlichen Sinne in die historische Phase zu datieren, in der auf dem Boden des heutigen Sprachgebietes Texte in einer Sprachform aufgeschrieben wurden, aus der sich im Laufe der Zeit kontinuierlich unser heutiges Deutsch entwickelt hat, und das ist das spätere 8. Jahrhundert nach Christus. Alles Frühere ist Vorgeschichte.

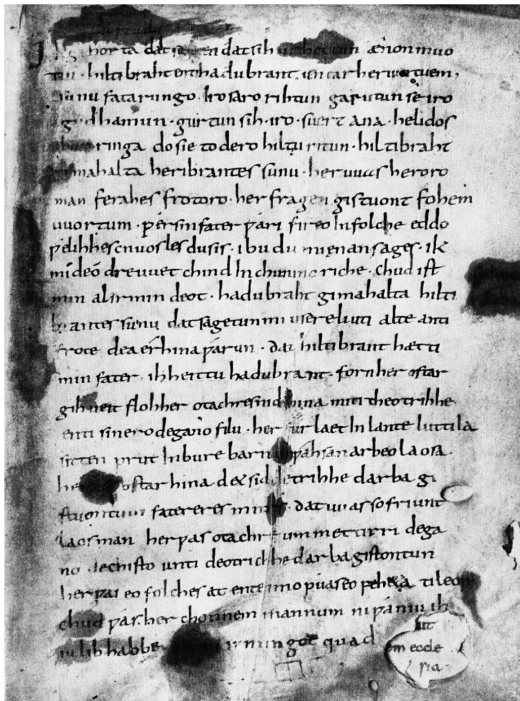
2. Gibt es im heutigen Deutschen noch Spuren des Indogermanischen und des Germanischen? Die deutsche Gegenwartssprache weist noch deutliche Spuren ihrer indogermanischen und germanischen Vergangenheit auf, und zwar sowohl im Wortschatz als auch in der Grammatik. Zentrale Wortschatzbereiche kann man sogar bis ins Indogermanische – das heißt: bis in die Jungsteinzeit – zurückverfolgen. Ein gutes Beispiel sind die Benennungen der direkten Blutsverwandtschaft. Das deutsche Wort *Vater* beispielsweise geht zusammen mit seinen Entsprechungen in den näher verwandten germanischen Sprachen (wie englisch *father*, niederländisch *vader*, schwedisch *fader*) und darüber hinaus mit lateinischem *pater*, altirischem *athir*, altindischen, griechischen und weiteren Entsprechungen auf ein indogermanisches Grundwort zurück. Entsprechendes gilt auch für *Mutter*, *Bruder* und *Schwester*. Auch die Elementarzahlen von *eins* bis *zehn* und *hundert* weisen so genaue Übereinstimmungen in den Sprachen der germanischen und indogermanischen Familie auf, dass der Schluss zwingend ist, dass sich hier ein System fortsetzt, das bereits im Indogermanischen vorgebildet war. Einige Tiernamen (wie *Maus*, *Wolf*, *Hund*), Bezeichnungen für Naturerscheinungen (z. B. *Sonne*, *Mond*, *Stern*, *Tag*, *Nacht*) oder für Körperteile (wie *Haupt*, *Hals*, *Arsch*, *Fuß*) können bis ins Indogermanische zurückverfolgt werden. Natürlich haben diese Wörter starke lautliche Veränderungen erfahren und sind mit ihren prähistorischen Entsprechungen längst nicht mehr identisch. Dennoch kann man sagen, dass wir noch heute Wörter verwenden, die, wenn auch in stark veränderter Lautgestalt, unsere Vorfahren vor ungefähr hundert Generationen gebraucht haben. Aber nicht nur Teile des Wortschatzes lassen sich bis ins Indogermanische zurückverfolgen. Indogermanisches Erbe ist auch noch in der Grammatik vorhanden. Ein Beispiel ist das Prinzip der Flexion. Das heißt: in einer Wortendung sind mehrere Informa-

tionen «komprimiert». Nehmen wir die Form *Tag-es*: In der Endung *-es* sind zwei grammatische Informationen enthalten, nämlich Genitiv und Singular. Im Laufe der Jahrhunderte ist die Flexion an Substantiven und Verben aber stark reduziert worden.

Auf germanischer Stufe ist eine Reihe von Wörtern neu hinzugekommen, die sich nicht mehr mit indogermanischen Entsprechungen in Verbindung bringen lassen, die aber in allen frühen germanischen Einzelsprachen (im Althochdeutschen, Gotischen, Altenglischen, Altnordischen, aus dem später die modernen skandinavischen Sprachen hervorgegangen sind) nachzuweisen sind. Das lässt den Schluss zu, dass diese Wörter – auf welchem Weg auch immer – ins Germanische kamen, als noch eine relativ geschlossene Spracheinheit bestand. Hierher gehört beispielsweise eine Schicht von Wörtern, die etwas mit Kampf und Waffen zu tun haben wie *Schwert* (dazu englisch *sword*, schwedisch *svärd*) und *Helm* (englisch *helmet*, schwedisch *hjälm*), ferner Wörter, die in Zusammenhang mit Recht und Herrschaft stehen wie *Ding* (englisch *thing*, schwedisch *ting*) und *Sache* (englisch *sake*, schwedisch *sak*), was beides ursprünglich «Rechtssache» bedeutete, nicht wie heute einfach «(beliebiger) Gegenstand», oder *König* (englisch *king*, schwedisch *konung*), außerdem Seefahrtswörter (einschließlich unserer Benennungen der Himmelsrichtungen). Vermutlich gab es auch so etwas wie einen «gemeingermanischen» poetischen Wortschatz. Eine neue grammatische Errungenschaft, die alle germanischen Sprachen teilen, die aber außerhalb dieser Sprachfamilie keine Entsprechung hat, ist die Bildung von Vergangenheitsformen mit *-te* wie in *lach-te*, *segel-te* (vgl. englisch *laugh-ed*, *sail-ed*).

Zusammenfassend kann man sagen, dass die deutsche Sprache der Gegenwart sowohl im Wortschatz als auch im grammatischen Bereich voller uralter Reminiszenzen ist.

3. Seit wann wird Deutsch geschrieben? Die deutschsprachige Textüberlieferung setzt um die Mitte des 8. Jahrhunderts ein. Das Erhaltene ist allerdings äußerst bescheiden: Es handelt sich überwiegend um Einzelwörter, mitunter auch einmal kurze Sätzchen zwischen den Zeilen oder an Blatträndern in ansonsten lateinischen Handschriften. Solche Einsprengsel bezeichnet man als «Glossen». Um die Mitte des 8. Jahrhunderts hat man (vermutlich in Regensburg) versucht, ein spätantikes lateinisches Synonymenwörterbuch, das nach dem ersten Wort *Abrogans* genannt wird, ins Althochdeut-



Eine Seite des althochdeutschen Hildebrandsliedes

sche zu übertragen. Der oder die Übersetzer waren allerdings etwas überfordert, denn für nicht wenige der schon im Lateinischen ausgefallenen oder gekünstelten Wörter gab es überhaupt keine althochdeutschen Gegenstücke. Kurz vor 800 hat ein anonymes Gelehrtes einige lateinische Texte, darunter das Matthäus-Evangelium, in ein vergleichsweise elegantes (Althoch-)Deutsch übertragen. Vermutlich waren diese Texte in einem Buch zusammengefasst. Heute sind davon nur noch einzelne Blätter übrig. Im Laufe des 9. Jahrhunderts nimmt die Zahl der Texte in der Volkssprache etwas zu: Um 830 wurde in Fulda eine Zusammenfassung der vier Evangelien zu einem einzigen fortlaufenden Text ohne Wiederholungen übersetzt. Die Handschrift liegt heute in der Stiftsbibliothek St. Gallen. In einem Kloster in Norddeutschland dichtete wenig später ein unbekannter Autor auf der Grundlage dieser Evangelienharmonie den altsäch-

sischen *Heliand*. Darin wird in alliterierenden Versen («Stabreim»), also noch in germanischer Dichtungstradition, das Leben Jesu erzählt. In der 2. Jahrhunderthälfte schuf Otfrid von Weissenburg sein Evangelienbuch in althochdeutschen Versen, verwendete dabei aber bereits «modernere» Endreimverse. Ebenfalls in Fulda hat in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts ein Unbekannter das *Hildebrandslied* aufgeschrieben. Darin wird von dem tragischen Kampf Hildebrands gegen seinen eigenen Sohn Hadubrand erzählt. Das Lied selbst, in dem auch Dietrich von Bern und Odoakar erwähnt werden, muss lange Zeit vor der Niederschrift verfasst worden sein. Es ist das einzige Stück stabreimender altergermanischer Heldendichtung in althochdeutscher Sprache. Im 10. Jahrhundert wurden die beiden *Merseburger Zaubersprüche* zu Pergament gebracht. Auch sie sind erheblich älter und sind sicher noch in heidnischer Zeit entstanden. Vergleichsweise nahe an die gesprochene Sprache des frühen Mittelalters führen einige im 10. Jahrhundert irgendwo im deutsch-französischen Kontaktgebiet aufgeschriebene Sätze eines lateinisch-deutschen «Sprachführers». Ein Reisender, der nicht Deutsch sprach, konnte sich mithilfe dieser kleinen Sammlung von Alltagssphrasen informieren, was man z. B. beim Schuster sagt (*Bozze mine scob* «bessere meine Schuhe aus») oder wie man jemandem zu verstehen gibt, dass man ihn nicht ausstehen kann (*Hundes ars in tine naso* «den Arsch vom Hund in deine Nase»). Bei jedem deutschen Satz oder Ausdruck steht natürlich die lateinische Entsprechung.

4. Woher kommt das Wort *deutsch*? Das Wort *deutsch* weist auf einen germanischen Wortstamm *theud-* zurück, und das bedeutet «Volk». Der Wortbestandteil *-sch* ist ein verkürztes Adjektivbildendes *-isch* wie in *fränk-isch*, *bayer-isch* usw. Wenn das Wort *völkisch* nicht auf makabre Weise missbraucht worden wäre, könnte man die ursprüngliche Bedeutung von *deutsch* tatsächlich mit «völkisch» wiedergeben. Aber besser paraphrasiert man «zum Volk gehörig». Die früheste althochdeutsche Wortform ist *theodisk*; doch die meisten frühen Belege erscheinen in lateinischen Texten in der latinisierten Form *theodiscus*. Ursprünglich diente das Wort jedoch noch nicht zur Bezeichnung eines bestimmten Volkes oder einer Nationalität, sondern als Benennung der Sprache derer, die nicht Latein konnten. Es konnte sich auf eine frühe Form des Englischen ebenso beziehen wie auf das Althochdeutsche oder Altniederdeutsche. Ein berühmtes Beispiel ist

die «Rechtfertigung» dafür, dass der Bayernherzog Tassilo III. im Jahre 788 auf Befehl Karls des Großen († 814) entmachtet, geblendet und für den Rest seiner Tage ins Kloster Kremsmünster gesteckt wurde. In der lateinischen «Urteilsbegründung» heißt es, diese Strafmaßnahme sei erfolgt wegen Tassilos Verbrechens, *quod theodisca lingua harisliz dicitur* «das in der Volkssprache *harisliz* genannt wird». Die Juristen Karls des Großen griffen hier auf einen germanischen Rechtsterminus zurück, der mit «Gefolgschaftsverweigerung» (ganz wörtlich «Heerschlitze») wiedergegeben werden kann. (Tassilo selber hat es vermutlich anders gesehen).

An der romanischen Sprachgrenze wurde *theodisk* wohl auch schon früh als Gegensatz zu Altfranzösisch oder Altitalienisch verwendet. Erst im späten 11. Jahrhundert wurde *diutsch* – so die mittelhochdeutsche Wortform – auf das Land bezogen, und erst um 1200 (z. B. von Walther von der Vogelweide) auch auf die Menschen, die in diesem Land wohnten. Etymologisch gleich ist auch die englische Bezeichnung für Niederländisch, nämlich *Dutch*. Italienisch *tedesco* und norwegisch *tysk* (beides bedeutet «deutsch») basieren auf demselben Wortstamm.

5. Ist Etymologie der Schlüssel zum «Wesen der Dinge»? *Kunst kommt von können.* Den Spruch kennt jeder und – rein sprachlich gesehen – ist er nicht einmal falsch oder jedenfalls genauso richtig wie es *Gunst kommt von gönnen* oder *Fahrt kommt von fahren* wäre. Aber was weiß man schon über Kunst, nur weil man weiß, dass das Wort irgendwie auf das Verbum *können* zurückzuführen ist? Hat man damit eine Definition dessen, was Kunst ist? Sicher nicht, und es wäre wohl auch allzu einfach! Es gibt aber die weit verbreitete Meinung, dass man die «eigentliche» oder «wirkliche» Bedeutung eines Wortes und damit auch das Wesen der bezeichneten Sache unter Rückgriff auf dessen «eigentliche Herkunft» erfassen könne. Diese äußerst schiefe Sicht der Dinge kann sich dann zu solchen Absurditäten steigern wie *die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft*.

Im Mittelalter gründete man auf etymologische (meistens aber nur pseudoetymologische) Assoziationen sogar theologische Aussagen. Im 13. Jahrhundert «erklärte» der Franziskaner Berthold von Regensburg das Wort *Witwe* in einer Predigt folgendermaßen: *Iu ist wite wê allenthalben, daz ist iuwer name: wite wê! wite wê! Seht alsô heizet ir.* In heutiges Deutsch übertragen heißt das «ihr habt weites Weh allent-

halben; das ist euer Name: weites Weh, weites Weh! Seht, so heißt ihr. Wie die angesprochenen Witwen unter den Zuhörern darauf reagierten, ist nicht überliefert. Vielleicht nickten sie sogar beifällig. Jedenfalls spricht nichts dagegen, dass sie glaubten, Berthold habe ihnen die eigentliche Bedeutung des Wortes *Witwe* erschlossen, indem er es mit *wît* <weit> und *wê* <Weh> assoziierte. Was der mittelalterliche Prediger nicht wissen konnte: Das mittelhochdeutsche Wort *witewe* ist auf althochdeutsches *wituwa* zurückzuführen, das seinerseits auf ein germanisches Wort zurückgeht, das wiederum zusammen mit lateinischem *vidua* (und einer Reihe gleichartiger Wörter in anderen verwandten Sprachen) auf einem indogermanischen *widhewā* basiert. Weder hat es etwas mit *weit* zu tun noch mit *Weh*.

Vielfach locken freie Assoziationen sogar auf etymologische Irrwege. Ein Beispiel wäre das Wort *Sucht*, das den Eindruck macht, als lasse es sich auf *suchen* zurückführen. Zumindest die Bedeutung könnte es ja nahe legen: Wer eine *Sucht* hat, der *sucht* danach, sie zu befriedigen. Aber das eine hat mit dem anderen etymologisch gesehen nicht das Geringste zu tun. *Sucht* reiht sich etymologisch mit *siech* (dazu auch englisch *sick*) und *Seuche* in eine Wortfamilie ein, ganz ähnlich wie *Gruft*, *graben* und *Grube* oder *Fahrt*, *Furt* und *fahren*.

Nicht selten werden Wörter, die isoliert sind und zu keiner solchen Wortfamilie passen, von den Sprechern unwillkürlich so abgeändert, dass sie sich – scheinbar! – doch wieder irgendwie mit bekannten Wörtern verbinden lassen. Ein solcher Fall wäre das Verbum *anberaumen*. Da Sitzungen und Konferenzen in der Regel in einem *Raum* stattfinden (nur in Ausnahmefällen im Biergarten), könnte man meinen, *anberaumen* habe etwas damit zu tun, dass vorab angekündigt wird, in welchem Raum sich die Teilnehmer (einer Konferenz o. ä.) einzufinden haben. Das Wort geht jedoch auf mittelhochdeutsch *berâmen* <festsetzen> zurück. Darin steckt das Substantiv *râm* <Ziel>. Nachdem dieses nicht mehr verwendet wurde, konnte man auch das davon abgeleitete *berâmen* nicht mehr anschließen. Also formte man es um nach *Raum* und «vernetzte» es damit neu. Solche Umdeutungen bezeichnet man als «Volksetymologie».